

## Die Landschaft um die Weser in der Dichtung Wilhelm Raabes

Von Werner Schultz, Langenhagen/Hann.

Schiller hat in Zweizeilern mehrere Flüsse besungen und sie teilweise ihr Lob selber aussagen lassen. Was die Weser vorträgt, zitiert Raabe in einem Brief aus seinem letzten Lebensjahr 1910. Er fordert darin einen Bekannten, den Oberbibliothekar Geiger aus Tübingen, auf, den Raabeturm auf dem Hils zu besteigen, und fährt dann fort:

„Sie haben dann alles unter sich, wodurch ich dem guten Schiller sein Distichon aus den ‚Flüssen‘ ‚Die Weser‘.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen; auch zu dem kleinsten Epigramme, bedenkt, gab ich der Muse nicht Stoff‘ bescheidenlich richtig zu stellen versucht habe, von Hastenbeck über das Odfeld, Amelungsborn, Corvey und Höxter!.“

Raabe hat die etwas holprigen Verse Schillers durch eine weit größere Anzahl von Romanen und Erzählungen widerlegt, als er in diesem Brief andeutet.

Das Land um die Weser ist nämlich – wenn auch nur teilweise – Schauplatz in folgenden Werken: Für „*Die Kinder von Finkenrode*“ ist es Holzminden, ebenso für „*Der Junker von Denow*“; „*Der heilige Born*“ spielt in Pymont und Holzminden. „*Die Hämelschen Kinder*“ nennen schon im Titel den Schauplatz, ebenso „*Höxter und Corvey*“. Die Geschichte von „*Horacker*“ ist an den Köterberg und nach Holzminden verlegt; „*Alte Nester*“ spielen in der Nähe von Bodenwerder und Holzminden. „*Das Odfeld*“ liegt zwischen Eschershausen und dem Kloster Amelungsborn. „*Hastenbeck*“ ist der Titel von Raabes letztem vollendeten Werk; der Ort liegt in der Nähe von Hameln, die Geschichte spielt aber auch in Boffzen, Fürstenberg und Derental. Schließlich verlegt Raabe den Schauplatz des Fragments „*Altershausen*“ nach Stadtoldendorf, wo er einen Teil seiner Jugend verlebt hat.

Das als erstes genannte Buch „*Die Kinder von Finkenrode*“ ist 1859 erschienen, an dem letzten hat der Dichter 40 Jahre später gearbeitet; so lange hat ihn die Heimatlandschaft immer wieder bewegt. Die Zusammenstellung zeigt weiter, daß für Raabe die weitere Heimatlandschaft Geschichtslandschaft ist; denn von den genannten zehn Werken sind sechs historische Erzählungen. Es wäre jedoch grundfalsch, deshalb Raabe als Heimatdichter zu bezeichnen, zumal die genannten Werke nur knapp ein Zehntel seiner Dichtungen ausmachen. Raabe gehört – und das wußte er genau – nicht in die Reihe von Hebel, Gotthelf, Reuter,

Rosegger und Timm Kröger, weil er nicht wie sie ausschließlich Natur und Menschen einer bestimmten Landschaft zum Gegenstand der Dichtung macht, die außerdem häufig mundartlich gefärbt ist.

Auf die Frage, weshalb die Weserlandschaft doch verhältnismäßig häufig als Schauplatz der Erzählungen verwendet wird, gibt folgender Brief Raabes an seine Mutter Antwort. Er ist datiert „Holzminden, am 7. Juni 1867“. Darin heißt es:

„Gestern Mittag sind wir, unserm Programm gemäß, glücklich hier angekommen und grüßen Euch herzlich aus der alten Heimat.“ Darauf folgt ein Bericht über den bisherigen Verlauf der Reise und den Aufenthalt in Cassel. Dann heißt es weiter: „Am Abend fuhren wir noch nach Karlshafen, wo wir um Mitternacht ankamen, nachdem in Hümme noch einmal die Wagen gewechselt worden und das Kind (Raabes erste Tochter, damals 4 Jahre alt) aus dem Schlaf gerüttelt werden mußte. Mit dem schlafenden Kind auf dem Arme saß dann Bertha (Raabes Frau) in dunkelster Nacht in Karlshafen auf einem Steine, bis unsere Koffer hervorgesucht waren, und mit einem Gefolge von Eisenbahnconducteuren erreichten wir das Wirtshaus. Gestern fuhren wir dann die Weser hinab, und ich kann wohl sagen, daß ich selten in meinem Leben so gerührt und erregt gewesen bin, als bei diesem allmählichen Auftauchen der alten Berge und Ortschaften. Gerade diese Fahrt war lange ein Wunsch von mir, und nun freue ich mich unendlich, daß sie so ohne alle Störung vonstatten ging. Der Blick in die Berge nach der Homburg, dem Kohlenberg und Holzberg war allein den Umweg wert. Nun bleiben wir 14 Tage hier, und ich besuche alle die alten Bekannten, die noch am Leben sind, hier und in Stadtoldendorf.“

Es gibt in Raabes sämtlichen Briefen keinen, der so stark gefühlbetont und überschwänglich ist wie dieser.

Man darf annehmen, daß dieses Erlebnis wesentlich zu dem Entschluß Raabes beigetragen hat, Stuttgart zu verlassen und nach dem Norden zurückzukehren. Wie nachhaltig die Wiederbegegnung mit der Heimat gewesen sein muß, zeigt sich auch in folgendem: Zwölf Jahre nach der Fahrt mit der Familie verwendet Raabe die gleiche Szene dichterisch. Im 2. Buch von „*Alte Nester*“ beginnt das 4. Kapitel mit folgenden Sätzen:

„Wir (d. h. zwei Freunde) fuhren in einen recht heißen Tag hinein, und mir war es wunderbar, gar wunderbar, so auf einmal wieder auf diesen Wassern zu schwimmen, die ich so lange nicht zu Gesicht bekommen hatte.“ Das spricht der Ich-Erzähler Langreuter und fährt fort: „Es ist kein ander Näherkommen, wenn es sich um die langentbehrte Heimateerde handelt, dem zu Schiffe zu vergleichen. Nicht die Fußwanderung und noch weniger der Wagen bieten dies freie, leichte Getragenwerden (...) An einen Schiffsrand gelehnt stehend, einst so vertraute und seit Jahren wie versunkene Bergespitze von neuem auftauchen, wachsen und sie immer deutlicher und immer bekannter sich in den Gesichtskreis schieben zu sehen: was geht darüber?“

Es ist im Rahmen dieser Betrachtung nicht möglich, auf alle angedeuteten Beziehungen zur Weserlandschaft in Raabes Werken einzugehen, zumal einige keinen dauernden Bezug zu ihr haben.

Ich schlage deshalb vor, daß wir uns dem Flusse schrittweise nähern. Wir begleiten also zuerst in den „*Kindern von Finkenrode*“ Dr. Bösenberg, einen Redakteur der in Berlin erscheinenden satirischen Zeitschrift „*Chamäleon*“ auf der Fahrt nach Finkenrode, wo er eine Erbschaft antreten soll. Die Fahrt ist umständlich. Bösenberg muß – wie wir auch heute noch – um nach Holzminden zu kommen, in Kreiensen umsteigen. Da damals nur mit der Postkutsche die Weiterfahrt möglich war, mußte der Reisende hier übernachten. Darüber verärgert, nannte er den Ort ‚Sauingen‘. Bösenberg berichtet:

„Mehr rutschend als gehend gelangte ich durch eine sehr abschüssige, aber ziemlich breite Gasse auf einen freien Platz – den Marktplatz von Sauingen, und hier sandten mir die Götter das, was ich von ihnen erlengt hatte, eben als es zwölf schlug. Eine verquollene Stimme jodelte einen Gesangbuchvers rauh in die Nacht hinein, und eine kleine Laterne, die ein schwarzer zottiger Hund im Maul trug, beleuchtete einen Raum von acht Quadratfuß um einen bepelzten, schiefbeinigen Kerl. Eilends trabte ich auf den treuen Wächter des Orts zu und legte ihm mein Gesuch um Geleit nach dem ‚Goldenen Hahn‘ vor. Er beschaute mich von der Spitze des Hutes bis zu den Überschuhen . . . und ließ die tröstende Antwort erschallen‘ ‚Erst muß ich den Herrn Bürgermeister und den Herrn Kämmerer ansingen‘ . . . Wir sangen den Herrn Bürgermeister an und ermahnten ihn und seine Gemahlin, das Feuer und das Licht zu bewahren; dann begaben wir uns vor die Wohnung des Herrn Kämmerers. ‚Na, nun will ich Sie für ein Trinkgeld nach dem ‚Hahnen‘ bringen. Kommen Sie mit, der Herr Pastor haben einen zu festen Schlaf und hören mein Singen doch nicht.‘ ‚Edler Mann‘, sagte ich, ‚ich überlasse mich ganz Ihrem gütigen Ermessen. Retten Sie mich, und Kinder und Kindeskindern werden einst mit Tränen in den Augen den Namen des Nachwächters von Sauingen aussprechen! Wie heißen Sie, edelmütiger Freund?‘ ‚Märtens, Sie zu dienen – Michel Märtens . . . So, hier um die Ecke ist der Hahnen!‘ ‚Der Hahnen, exklamierte ich. Also er existiert wirklich, es ist kein Trugbild! Michel Märtens, mein Erretter, sollte es wohl eine Glocke an diesem Aufenthalt gastlicher Menschen geben?‘ ‚Eine Glocke? . . . Ne! Warten Sie, ich will anklopfen; sie haben ein bißchen festen Schlaf, Herr!‘“

Das Klopfen erfolgt mit Ellenbogen und Stiefeln. Die Fahrt wird am nächsten Morgen mit der Postkutsche fortgesetzt. Der Erzähler berichtet:

„Bei jeder Wendung schoben sich die Berge origineller ineinander“, und der Kutscher erläutert: „Wenn wir diese Höhe hinauf sind, können wir die beiden spitzen Türme von Finkenrode und den Fluß sehen.“ Bösenberg fährt fort: „Ich hatte fast keine Ruhe mehr auf dem Sitze. Alle die so bekannt klingenden Namen, welche der Mann erwähnte, jagten mir das Blut rascher und rascher

durch die Adern. Ich drehte mir fast den Hals ab; auf allen Seiten tauchte meine vergessene Jugendwelt um mich empor<sup>5</sup>.“

Zum Unglück brach kurz vor Finkenrode ein Rad, die Kutsche legte sich auf die Seite, und das Ziel der Reise war nur noch zu Fuß zu erreichen. Aber Bösenberg wandert beglückt in seine Jugendheimat hinein.

„In unendlichen Krümmungen zieht sich der schiffbare Fluß zwischen den Bergen hin, die sich bald dicht zusammenschieben, als wollten sie ihm den Durchgang verwehren, bald wieder in weiten Flächen und Geländen sich auseinanderlegen. Aus ihrem Wolkenschleier sahen alle die Berggipfel, Höhen, Täler, Wälder mich an, als wollten sie sagen ‚Was willst du von uns? Du hast uns so lange verleumdert, du gehörst nicht mehr zu uns – wir kennen dich nicht mehr!‘ . . . Aber ich kenne euch! rief es in mir<sup>6</sup>.“

Nach zwei Monaten ist Bösenberg wieder in der Redaktion des „*Chamäleon*“, enttäuscht, weil seine Jugendliebe ihre Verlobung mit einem seiner Freunde bekanntgibt, als er auf ihr Ja-Wort hofft. Weitenweber, auch Mitarbeiter und Freund Bösenbergs, kommt zu Besuch nach Finkenrode, bleibt dort und inspiziert mit Freunden den Weinkeller des Erbonkels.

Diese Erzählung hat enge Beziehungen zu Raabes persönlichem Leben: Er reiste 1857 nach Holzminden, um eine Erbschaft zu regeln. Es handelte sich um Bücher seines Großvaters, des Postmeisters August Raabe, die bis zum Tode seines Onkels Paul Raabe bei diesem untergebracht waren. Noch etwas ist bemerkenswert: Anfangs sollte die Erzählung „Fasterling“ heißen. Für diese Hauptfigur hat Raabe den Polizeioberst Schönemann kopiert, nachdem dieser ihm in später Nacht bei viel Grog die Erlaubnis dazu erteilt hatte.

Etwas näher an der Weser befinden wir uns in Raabes „*Alte Nester*“ (1879). Die Schauplätze dieser „*Zwei Bücher Lebensgeschichte*“, wie das Buch im Untertitel heißt, sind Dorf und Schloß Werden diesseits und der Steinhof jenseits der Weser. Beide sind in der Nähe von Bodenwerder anzunehmen. Im Dorf lebt der alte Förster Sixtus mit seinen Kindern Ewald und Eva; das Schloß bewohnt der verwitwete Graf Everstein mit seiner Tochter Irene. Er hat nach dem Tode des von Schmugglern erschossenen „reitenden Steuerkontolleus“ Langreuter dessen Witwe mit ihrem Sohn Fritz bei sich aufgenommen und Frau Langreuter mit der Erziehung der Kinder Irene und Fritz beauftragt. Diese vier Kinder verleben unkümmerte Jugendjahre, bauen sich in den Nußbüschen, die den gräflichen Besitz gegen Wiesen und Felder abgrenzen, „Nester“, in denen sie sich der Welt überlegen fühlen und ihren Phantasien freien Raum lassen. Auf dem Steinhof, einem alten Bauerngut, lebt der noch minderjährige Just Everstein, kein Verwandter

des gleichen Namens, dem der Adelstitel im Laufe der Zeiten verloren gegangen ist. Hier regiert die alte Haushälterin Jule Grote.

Von den Schicksalen dieser Personen berichtet der Ich-Erzähler Langreuter, inzwischen 30 Jahre alt, als Pädagoge ohne Disziplin, als Dozent ohne Hörer. Jetzt wendet er seine Geschichtskennntnisse dazu an, als ‚ghostwriter‘ – wie man auf gut deutsch sagt – Reden für namhafte Parlamentarier zu verfassen. Er lebt in Berlin. Nach einer Begegnung mit dem ‚Vetter‘ Just erinnert er sich der gemeinsamen Kindheits- und Jugenderlebnisse; er berichtet über die Schicksale der Freunde und greift schließlich handelnd in das Geschehen ein. Diese Andeutungen können für unsern Zweck genügen. Lesen Sie recht bald den nicht immer chronologisch abgefaßten Bericht! Es ist auch interessant zu beobachten, wie der verunglückte Lyriker Bösenberg aus Finkenrode sich inzwischen dort zu einem fetten Stadtrat herausgemausert hat. Die Freunde Ewald Sixtus und Fritz Langreuter treffen aus Berlin kommend im Zuge mit ihm zusammen. (Es gehört zur Erzähltechnik Raabes, gelegentlich Figuren aus früheren Werken wieder aufzugreifen.)

Doch nun zur Weser! Die Kinder aus Werden wollen den ‚Vetter Just‘ auf dem Steinhof besuchen. Der Bericht lautet:

„Nach dem Walde das Wasser! Es ist sehr heiß an dem Ufer; aber keiner merkt es. Der Fluß ist breit genug, um alles, was in der jungen Brust noch gebunden lag, frei zu machen. Eilig drängen sich und lautlos die Wirbel vorbei und nehmen uns geheimnisvoll verführerisch in der Phantasie mit sich in das Hellste, Kühlste, Grenzenlose – immer weiter und weiter durch die geographischen Schulstubenerinnerungen bis hin auf das große Meer. (...) ‚Na, na wat kummt mi da? Ach, Herrjeh, i sehn Sie mal‘ meint der Vadder Klaus, und wir sind alle bei ihm angelangt. (...) Nun fahren wir über. ‚Nicht schaukeln! Bitte, bitte nicht schaukeln, Irene‘ fleht Eva. Die Strömung ist ziemlich heftig und das Schaukeln in der Tat durchaus nicht notwendig. ‚Ja, lassen Sie es lieber, junge Herrschaft‘ meint der Vater Klaus. ‚Erst vor acht Tagen habe ich da ein bißchen weiter unten eine herausgeholt.‘ Irene schaukelt nicht mehr; aber nun sind wir mitten im Strom, und wo ist der Sonnenschein heller als mitten auf den Wassern? Die Wellen flimmern, silberne Flossen schnellen rundum auf, um blitzschnell wieder in der Tiefe zu verschwinden. Wir lassen alle eine Hand in die laue Flut herniederhängen und sie um die erhitzten Pulse spülen. (...) Es schlägt eben in der Ferne, in Bodenwerder, elf Uhr, als wir lachend, die Mützen und die Taschentücher schwenkend, unsern Weg auf dem Schifferpfade durch Weiden, Röhricht über die harten Kiesel und Flußmuscheln fortsetzen stromabwärts?.“

Einige Jahre später verlassen die Freunde eilig den Steinhof, weil Unglücksbotschaften aus Schloß Werden eingetroffen sind und der Vetter Just seinen Hof verloren hat. Die Rückfahrt erfolgt romangemäß, wie das schon bei kritischer Situation im „Werther“ geschah, bei aufsteigendem Gewitter.

Raabe hat das Überqueren des Flusses selbst häufig mitgemacht. Davon berichtet seine Nichte während des Aufenthalts in Boffzen:

„Manch liebes Mal marschierte auch die ganze Familie von Boffzen über Fürstenberg nach Wehrden und wartete unten an der Weser auf den alten Fährmann, der dann auf unser langgedehntes ‚Hol über‘ langsam herangepaddelt kam mit seinem großen Kahn.“

Der Fluß erhält in den von Langreuter zitierten Versen aus Goethes Gedicht „Wechsel und Dauer“: „Ach, und in demselben Flusse Schwimmst du nicht zum zweitenmal“ symbolische Bedeutung. Die beiden Zeilen enthalten eine Weisheit Heraklits; das Zitat wird durch folgende Reflexionen eingeleitet:

„Wir gehen wieder auf Besuch zu dem Vetter Just auf dem Steinhofe; aber nicht nur, wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe: auch wenn man zweimal dasselbe tut, ist es gleichfalls nicht mehr dasselbige. Die Namen, die Adam den Dingen gab, bleiben wohl, und die Menschheit darf sie dreist dabei nennen; aber flüchtig sind des Menschen Auffassungen und Begriffe: was er heute so nennt wie gestern, ist heute nicht mehr das, was er gestern darunter verstand. Wir gehen tausendmal den nämlichen Weg, aber nimmer wieder denselben.“

Der wiederholte Hinweis auf den Wechsel macht deutlich, daß mit der liebevollen Ausmalung der Jugenderlebnisse keine Verklärung des Vergangenen gemeint ist, daß etwa der Erzähler sich in eine Idylle zurückziehen möchte. Ich zitiere Erich Weniger:

„Die Erinnerung an das Traumland der Kindheit ist eine der Formen, in denen der dem Elend, der Langeweile des Daseins, dem Überdruß und Ärger an der menschlichen, vor allem der eigenen Unzulänglichkeit ausgesetzte Mensch seine innere Freiheit und Gelassenheit wiedergewinnen kann“<sup>10</sup>.

Und nun begeben wir uns mit Raabes historischer Erzählung „Höxter und Corvey“ für den gesamten Verlauf des Geschehens unmittelbar an die Weser.

Zunächst ein Blick auf die politische und militärische Situation, in der das Geschehen sich abspielt. 1672 führt Ludwig XIV. von Frankreich, verbündet mit England, dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Münster, Krieg gegen Holland. Der Kurfürst von Brandenburg unterstützt die Holländer. Ludwig schickt zu seiner Abwehr Truppen unter dem Kommando von Turrene an die Weser. 1673 schließt Brandenburg Frieden mit Frankreich, weil die Mark von Schweden bedroht wird. Der deutsche Kaiser Leopold ist zu schwach, um die Niederlande unterstützen zu können. Aber der Herzog von Braunschweig rückt gegen die Franzosen vor, so daß sie sich nach der Zerstörung der Brücke über die Weser aus Höxter zurückziehen.

Raabe beginnt seine Erzählung mit folgenden Sätzen:

„Wir haben unsern Lesern immer gern die Tageszeit geboten, aber so schwer wie diesmal ist uns das noch nie gemacht worden. In der Stadt Höxter waren die Turmuhren sämtlicher Kirchen in Unordnung. Sankt Peter und Sankt Kilian zeigten falsch, Sankt Nikolaus schlug falsch und bei den Brüdern stand das Werk ganz still; nur auf Stift Corvey, eine Viertelstunde abwärts am Fluß, befand es sich noch in geziemlicher Ordnung und hatte sich auch eine Hand gefunden, die es darin erhielt und es zur rechten Zeit aufzog. Es schlug vier Uhr am Nachmittage auf dem Turm der Abtei.

So viel für die Tageszeit. Was die Zeit sonst anbetraf, so schrieb man den 1. Dezember im Jahre 1673<sup>11</sup>.“

Wir wissen nun Bescheid über den Beginn der Handlung, daß sie am folgenden Morgen endet, wird sich zeigen. Raabe vermerkt übrigens noch, daß er seine Erzählung fast genau 200 Jahre später beginnt.

Werfen wir einen Blick auf den Gang der Handlung, wobei zu beachten ist, daß der Schauplatz mehrfach zwischen der Stadt Höxter und dem Kloster Corvey wechselt. Zuerst befinden wir uns auf dem rechten Ufer des Flusses, also gegenüber der Stadt und der Abtei. Hier wartet als erster der Bruder Henricus, ehemals Ritter von Herstelle, jetzt Mönch in Corvey, auf die Fähre. Zu ihm kommt eine alte Jüdin, die Kröppel-Leah, mit einem schweren Bündel. Als dritter Gast erscheint der Pfarrer Vollbor aus Höxter. In Höxter treibt der relegierte Student Lambert Tewes den Fährmann Vogedes zur Arbeit an. Während der Überfahrt blickt der Fährmann auf das dicke Bündel der Leah. Tewes begrüßt seinen Onkel Vollbor, hofft auf Unterstützung, wird aber abgewiesen. Er bietet seinen einzigen Besitz, eine wertvolle Horazausgabe, aus der er fleißig zitiert, dem Mönch Henricus zum Kauf an, jedoch vergeblich. Leahs Wohnung ist von Soldaten verwüstet worden; ihre 14jährige Enkelin Simeath schafft Ordnung. Inzwischen reden Wachleute von dem Bündel der Jüdin, das sie stehlen wollen. Sie versuchen, Tewes in das Komplott hineinzuziehen; er weigert sich. Henricus kommt zum Kloster. Hier Raabes Darstellung:

„Heute führt eine schöne Kastanienallee von der Stadt nach der Abtei, und wir wissen von mehr als einem wolkenlosen Sommertage her ihren Schatten zu würdigen. Damals zog sich der Pfad, vom Kriege kahl gefressen, die Weser entlang, nur daß hier und da ein dickköpfiger Weidenstrunk gespenstisch aus dem niedern Ufergebüsch aufragte. Die Nacht und das Winterwetter hatten den Weg für sich; der Bruder Henricus zog die Kapuze über den Schädel und sah nicht nach rechts und links; er stolperte selbst für seine Geduld auf dem durch Rossehuf und Räderspür aufgewühlten und durchfurchten Boden allzu häufig.

„Dem Herrn sei Lob!“ ächzte er, als er endlich vor dem Tore von Corvey stand und nach der Glocke des Pfortners tastete; allein seine Geduld sollte nunmehr noch auf die höchste Stufe gestellt werden. Er hätte ebensogut vor das schlafende Schloß der Prinzeß Dornröschen kommen können.

Er läutete und er läutete vergeblich.

Sie schliefen alle, vom Herrn Prior, Niklas von Zitzewitz an bis zum Bruder Pförtner. Kein Lichtstrahl fiel aus irgendeinem Fenster; – wenn Vater Adelhardus, der Kellermeister, noch Licht hatte, so half das Bruder Henricus fürs erste nichts, denn das Gemach des Pater Kellner war gen Osten, dem Flusse zu gelegen, und der müde Wanderer kam von Westen vor dem Tore an<sup>12</sup>.“

Endlich kommt der Pförtner. Er gibt den Grund für sein Verschlafen an: das Kloster hat die französischen Offiziere bewirten müssen. Nun hat man ihren Abzug gefeiert. Henricus begibt sich zum Kellermeister, im bürgerlichen Leben ein Herr von Bruch, beide machen den vergeblichen Versuch, den Prior zu wecken, damit Henricus seinen Auftrag erledigen kann. Im Gemach des Adelhardus berichtet dieser von der Einquartierung, während beide ein Nachtmahl halten. Man hört Läuten aus Höxter, Henricus eilt zur Sturmglocke, die Mönche sammeln sich. Raabe erzählt:

„In der Stadt war längst alles auf den Beinen. Der Grimm mußte heraus, und jetzt hatte eben die Gärung den Zapfen aus dem Spundloch getrieben; sinnverwirrend ergoß sich die trübe Flut, und da wir von Corvey kommen und also wissen, wie es dort aussieht, so wissen wir auch, daß fürs erste niemand vorhanden war, der den Ölweig über diese schlimmen Wasser hintragen oder noch besser das Öl in sie hineingießen konnte. Auch die Frauen befanden sich in den Gassen, und das war das Allerschlimmste. Sie, die Weiber, hatten auch von der französischen Einquartierung zu leiden, und zwar in mehr als einer Weise, und wahrhaftig mehr als die Männer. In welchen Winkeln hatten sie sich mit ihren heulenden, hungernden Kindern verkriechen müssen! Glücklicherweise noch, wenn sie nicht daraus hervorgezogen wurden, um die tägliche und nächtliche Lustbarkeit durch ihre Gegenwart zu verschönen. Nun kamen sie von ihren leeren Speiseschränken, versudelten Betten, verschweinigelten Fußböden und suchten ihrerseits die geeigneten Persönlichkeiten und Zustände, an denen sie ihren Grimm und Groll auslassen konnten. Katholikinnen und Lutheranerinnen waren sich darin einig, daß mehreres gesagt und getan werden müsse, ehe es wieder Ruhe und Anstand in Höxter geben könne, und an ihnen – den höxterschen ‚dames‘ – hatte der Helmstedter Relegatus, Herr Lambert Tewes, vor allem sein Vergnügen<sup>13</sup>.“

Die Pastorin verteidigt ihr Haus mit dem Besen, ihr Mann versucht vergeblich, Ruhe zu stiften. Beide ziehen sich in das Haus zurück, dessen Fenster eingeschlagen werden. Der Küster wird verprügelt. Ähnlich geht es im katholischen Pfarrhause zu. Bürgermeister und Ratsherren stiften Ruhe bei St. Kilian. Tewes rennt zur katholischen Kirche. Auch dort ist der Küster, ein Freund von Tewes, verprügelt worden und liegt auf der Nase unter dem Glockenseil. – Die Mönche kommen, angeführt von Henricus. Man läßt sie auf ihr Blasen ein, und Bürgermeister

Meyer begrüßt den Prior. – Wahrscheinlich hat der Fährmann Vogedes als erster die Parole ausgegeben: Auf die Juden! Man plündert schon im Hause des Juden Samuel und steckt es in Brand. Tewes rettet zwei Kinder aus dem brennenden Hause. Die alte Leah befürchtet das schlimmste. Die Mönche greifen ein. Simeath will mit ihrer Großmutter fliehen, aber die Alte ist zu schwach. Schreie aus dem Hause Leahs. Henricus und Tewes stürmen als erste hinein. Vogedes würgt die Alte, ein zweiter reißt das Mädchen an den Haaren und ein dritter wühlt in dem Bündel. Alle drei werden gefangen abgeführt. Der Student und der Mönch legen Leah aufs Bett. Sie redet wirr, kommt aber bei Nennung des Namens Just von Burlebecke wieder zu sich. Henricus findet den Handschuh, den sein Freund Burlebecke der jungen Leah geschenkt hatte (auf die Handschuhgeschichte ist später zurückzukommen). Pfarrer Vollbort hetzt gegen die Mönche. Zum zweitenmal der Ruf: Juden raus! Beide Konfessionen treiben die Juden zusammen, um sie aus der Stadt zu verjagen. Vollbrot will Leah zwingen aufzustehen, sie stirbt. Tewes holt Juden zur Totenwache und rettet sie dadurch. – Die Mönche kehren ins Kloster zurück, wo der Kellermeister, der seines Leibesumfangs wegen den Zug nicht mitgemacht hat, ihnen ein Warmbier bereitet hat. Henricus verschafft dem Studenten eine Unterkunft im Kloster. Tewes fährt am nächsten Morgen über die Weser und macht sich auf den Weg nach Wittenberg. – So schließt die Erzählung, wie sie begonnen hatte, mit einer Fahrt über den Fluß.

Raabe hat für diese Erzählung gründliche Quellenstudien betrieben. Das Hauptwerk für seine Vorarbeit ist Kampschultes „Chronik der Stadt Höxter“, dort erschienen 1872. Vermutlich hat Raabes Schwager Louis Tappe, Pfarrer in Boffzen, ihn auf dieses Buch aufmerksam gemacht. Es lieferte dem Dichter Namen und Daten und berichtet auch von einer Szene, die sich 1622 in Höxter zugetragen hatte. In ihr ist ein Hauptmann Christians von Braunschweig in die Stadt eingedrungen, ist dort zwar gefangen genommen, aber freundlich behandelt worden. Der Rat der Stadt hat die Juden gezwungen, dem Reiter am nächsten Tage eine gute Wegzehrung mitzugeben. – Das ist der Kern der Burlebecke-Episode, von der in der Handschuhgeschichte noch zu sprechen ist. Raabe hat auch einige der von Kampschulte zitierten Schriften benutzt. Dazu gehören die „Höxteriana“, Flugschriften, in denen es um die Rechtslage zwischen Höxter, dem Herzog von Braunschweig und dem Fürstbischof von Münster geht. Außerdem gibt es eine Klagschrift des Bischofs von Münster gegen den Herzog Rudolf August von 1670 und eine Zusammenstellung der Klagen der Stadt Höxter unter einem juristisch umständlichen Titel und schließlich die Antwort des Herzogs. – Die Benutzung dieser Quellen läßt sich an Einzelheiten der Darstellung Raabes mit Sicherheit nachweisen. (Näheres zu diesem Fragenkomplex findet sich in Bd. 11 der historisch-kritischen Ausgabe der Werke Raabes, Braunschweig 1956,

\*

Überblickt man die Erzählung als Ganzes, so ergibt sich folgendes Bild: Der hintergründige Geschichtsraum reicht bis in die Römerzeit. Die Landschaft um Hörter bedeutet dauerndes schweres Schicksal; denn seit dem 30jährigen Kriege ist die Stadt ein unglückliches Opfer politischer und religiöser Machtkämpfe. Glaubensspaltung herrscht nicht nur zwischen der Stadt und dem Kloster, sondern auch innerhalb der Stadtmauern. Es offenbart sich in der Erzählung ein Stück Volkstragik. Ihr Thema ist das zerstörte Volksgefüge, das sich in sich selbst vernichtet. Von beiden Parteien werden die Juden gehetzt. Wilde Menschen in wilder Zeit; Gefangene ihres Elends. Ruin, Kampf aller gegen alle, Furcht und Verzweiflung. Nicht das Geschehen an sich ist Raabe wichtig, vielmehr die seelische Bewältigung des Unheils durch die ins Chaos gestoßenen Menschen. Das Christentum wird nur als Kirche und Kirchengeschichte deutlich, nicht als Glaube. Fast alle Personen denken nur an sich und ihren Vorteil, oder an das, was sie für ihre Ehre halten. Der Abt an seinen Schlaf, Hauptmann Meyer an seine Trommel, der lutherische Pfarrer an seine Stellung und die Macht, die er durch die Kirche ausübt. Die Masse sucht Vorteil und Gewinn, sie hat ihre Freude daran, andere zu quälen. Die Frage nach der Schuld läßt sich nicht stellen. Ich zitiere Fritz Martini:

„An denen, die hier Böses tun, ist Böses verübt worden, die Mißhandelnden sind zugleich die Mißhandelten und haben selbst wehrlos gelitten. . . . Der Mensch ist nur das mitgerissene Objekt der Geschichte“<sup>14</sup>.

Es ist deutlich: Geschichte wird nicht als kulturgeschichtliches Wissen verwendet, nicht als Fluchtpunkt aus der Gegenwart in eine vermeintlich bessere alte Zeit und auch nicht als Stimmungshintergrund. Als Grundstimmung ergibt sich eine gewisse Schwermut, die sich auch des Lesers bemächtigt – eine durchweg heitere Lektüre kann er schon nach den ersten Sätzen nicht erwarten.

Drei Personen treten in „*Hörter und Corvey*“ immer wieder in den Vordergrund; alle drei bewähren sich durch echtes Menschentum. Es sind drei heimatlose Lebenswanderer. Als erste die Jüdin Kröppel-Leah; sie weiß, daß sie als Angehörige ihres Volkes seit der Eroberung Jerusalems durch die Welt getrieben wird. Der zweite ist der Ritter und Mönch Henricus; er kann die Frage, ob er im Kloster Ruhe gefunden habe, nicht mit einem entschiedenen ‚Ja‘ beantworten. Als dritter erscheint der Jurastudent Lambert Tewes; er kommt hilfesuchend, von der Universität Helmstedt relegiert, zu seinem Oheim und zieht, da er die Verwandtschaft vergeblich angesprochen hat,

seines Weges weiter nach Wittenberg. Er ist ein Bruder von Shakespeares Narren, Schalk und Phantast mit einem weichen Herzen. Der Mönch und der Student begegnen sich als ‚Ritter der Menschlichkeit‘ und verschaffen den Juden Asyl gegen den Willen der Lutheraner.

Zur Rolle der Juden ist noch etwas zu bemerken. Im Jahre 1673 richtet sich die Empörung der Bürger von Höxter hauptsächlich gegen ihr Vorhandensein überhaupt. Martini hat zweifellos recht mit der Feststellung:

„Es spielt das Motiv des ‚Sündenbocks‘ herein – nicht als rituell-religiöser Vollzug der Reinigung, sondern als eine dämonische Entladung der eigenen Heillosigkeit.“ Und: „Der Haß wendet sich gegen die Schwächeren, weil er sich gegen die wahren Peiniger nicht entladen kann<sup>15</sup>.“

Es ist nun bemerkenswert, daß sich zur Zeit der Abfassung unserer Erzählung erste Anfänge des Antisemitismus zeigten. Diesem zu begegnen schrieb Raabe noch im gleichen Jahre 1873 die Novelle „Frau Salome“; darin spielt die jüdische Bankierswitwe von Veitor die Hauptrolle. Es ist auch darauf hinzuweisen, daß zu dieser Zeit der sogenannte Kulturkampf stattfand, in dem es für die Katholiken um die Anerkennung der Unfehlbarkeit des Papstes ging, wenn er *ex cathedra* spreche, und in dem die Zentrumsparterie gegründet wurde, gegen die Bismarck die Einführung der Zivilehe verteidigen mußte. – Einer der ersten Biographen Raabes, Wilhelm Fehse, vermutet einen Zusammenhang zwischen diesen innenpolitischen Vorgängen und Raabes Dichtung „*Höxter und Corvey*“. Er hat diese Erzählung geradezu als „Kulturkampfnovelle“ bezeichnet, was zweifellos übertrieben ist und Widerspruch hervorgerufen hat.

\*

Der Leser sollte, wenn er mit einem Erzeugnis der Literatur konfrontiert wird, das den Anspruch erhebt, ein Kunstwerk zu sein, nicht nur nach Inhalt und Gehalt fragen, sondern auch Form und Gestaltung beachten. Das soll nun geschehen. Darauf hat die neuere Raabeforschung besonders hingewiesen. Ihre Untersuchungen der Komposition und Sprachgestaltung der Werke Raabes haben erwiesen, wie stark der Dichter über seine Zeit herausragt und in das 20. Jahrhundert vorausweist.

Auf den ersten Blick machen die Fülle der Einzelheiten, die Gleichzeitigkeit der berichteten Ereignisse und die Rückblenden das Geschehen schwer überschaubar, obwohl die Stadt Höxter und das Kloster Corvey stets feste Orientierungspunkte bleiben. Bei genauerem Betrachten wird deutlich, daß Raabes Erzählweise die Verworrenheit der geschilderten Ereignisse spiegeln soll. Es gibt starke zeitliche Überschneidungen, ein Nebeneinander verschiedener Handlungsstränge, die

an verschiedenen Orten spielen. In der krausen, aber nur scheinbar wirren Komposition der Novelle ist sie bis in die sprachliche Formung hinein ein getreues Abbild der chaotischen Zeit. Die Vergangenheit tritt ins Blickfeld, um das Geschehen als Ergebnis der historischen Entwicklung erscheinen zu lassen.

Die Erzählung bewegt sich zwischen hell und dunkel, zwischen Humor und Tragik. Es wechselt der Ernst mit idyllischer Heiterkeit. Es wechseln weiter Bericht und Dialog.

Im Kloster herrscht nicht asketische Frömmigkeit, sondern mehr besinnliche Lebensfreude. Das zeigt die Figur des Mönchs Adelhardus. Mit ihm folgt Raabe dem Geschmack seiner Zeit; denn gegen Ende des 19. Jahrhunderts sind Genrebilder sehr beliebt, die einen Mönch als Kellermeister zeigen, der blinzelnd durch ein Glas Wein sieht und ihn probiert.

An drei Stellen verläßt der Erzähler den Schauplatz seiner Geschichte. Einmal stellt er Betrachtungen an über das Schicksal Höxters im Laufe der Zeiten; an zweiter Stelle ist es die Geschichte von der Bosseborner Laterne, die man lesen muß, um sich an der heiteren Seite der Erzählung zu erfreuen.

„Heute geht das Ding als eine Sage um, mit welcher sie die von Bosseborn, vom Dorfvorsteher bis zum letzten Kossaten, bei jeglicher passenden Gelegenheit bis aufs Blut, wie die eine Redensart, oder bis zum Schwarzwerden, wie die andere heißt, ärgern. Sie, die Bosseborner nämlich, sollen, von einer Hochzeit nach Hause ziehend, ihren Weg durchaus nicht mehr gefunden haben, sondern arg in Gestrüpp, Sumpf und Moor verlorengegangen sein. Da soll denn der Küster der Nüchternste in der Gemeinde (Sokrates beim Symposion Platonis!), ihnen geleuchtet haben, und zwar auf absonderliche Art. Man sagt, er habe einen Einfall gehabt, selber ein Licht unter den Umständen: er habe den Hemdenschwanz hinten aus den Hosen gezogen und niederhängen lassen, und der habe hell genug durch die Nacht geschienen, um der Bauernschaft als Laterne zu nützen. So sei der Küster von Bosseborn vorangeschwanket, ihm nach der Vorsteher, dem nach der Gemeinderat, und dem wieder die torkelnde gemeine Bauernschar, im Gänsemarsche alles – einer hinter dem andern – ein ewig memorabler Zug bis ins Dorf hinein<sup>16</sup>.“

Und als drittes die mehrfach erwähnte aufschlußreiche Handschuhgeschichte. Raabe erzählt sie wie folgt:

„Beim heiligen Vitus‘, rief Henricus plötzlich, ‚das ist meiner seligen Mutter Werk! Sie gab die Handschuh ihm, als er vor mir auszog. Sie war im Herzen für die neue Lehre; ich ging für meinen Vater zu den Kaiserlichen! Das ist Justs Handschuh mit meiner Mutter Spruch: Geh grad! – O Frau, o Leah, meine Mutter hat mit ihrer guten Hand die Goldfäden gezogen!‘ Der Bruder Henricus hielt einen Reiterhandschuh, der mit verblaßtem Golde

gestickt war, und nahm hastig, doch gerührt von neuem die fieberheiße Hand der alten Jüdin:

„Das hat er Euch gegeben, Leah?“

Die Greisin strich die weißen, durch das Ringen mit dem Räuber gelösten Haare aus der Stirn und sagte:

„Ich verstehe den gnädigen Herrn Abt nicht.“

Sie war noch immer nicht ganz bei sich, oder die Betäubung trat doch immer noch von neuem ein.

„Des tollen Herzogs toller Reiter, Just von Burlebecke!“ rief der Bruder Heinrich, sich wieder an den Studenten und die kleine Simeath wendend.

„Er hat noch ein gut und lustig Jahr gehabt; dann ist er bei Stadtloo im Ernst erschossen, und niemand hat sein blutend Haupt mitleidig in den Schoß genommen, Leah!“

„Wie war denn das?“ murmelte die Alte. „Es ist so viel nachher gekommen – der Herr Feldmarschall von Tilly und im Jahre neunundzwanzig der Schwede Baudissin – nein, neunundzwanzig war's der Tilly wieder und der Herr von Pappenheim. Der Herr General Graf Baudissin erstürmte zweiunddreißig die Stadt. – Dann war der blutige Gründonnerstag vierunddreißig. Anno vierzig berannten Seine Exzellenz der Feldzeugmeister Piccolomini Höxter. Die kamen mit Akkord herein, aber sechsundvierzig stürmte wieder der Herr Feldzeugmeister Wrangel; – wer redete da vom Herzog Christian und Just von Burlebecke? Welch ein Jahr schreiben wir heut, Simeath?“

Das junge Mädchen nannte leise die Zahl, und die fiebernde Greisin flüsterte mit geschlossenen Augen: „Gott Abrahams! Der Herr ist Herr der Heerscharen; Zebaoth ist sein furchtbarer Name.“

(. . .) Der Bruder Henricus hatte den Schemel an das traurige Bett der Kröppel-Leah gerückt.

„Jaja“, sagte die Greisin, in ihrem verwirrten Sinn sich zurückdenkend, „ich erinnere mich wohl. Wir waren jung, und der Krieg kam eben erst aus dem Böhmerlande zu uns herüber. Mein Vater war der einzige Jüd, der in Höxter wohnen durfte, und ich war ein jung Mädchen. Wir freuten uns noch des Sommers, und der junge Kavalier ritt mit Lachen in das Stummerigentor. Was trieb mich aus dem Haus? Es ist einerlei – ich trocknete ihm mit meinem Sacktüchlein das Blut von der Stirn. Seine Kriegsgesellen schlugen sich noch mit der Bürgerschaft; er aber sah mich an und sagte: Merci, mademoiselle!, er wußte ja nicht, daß ich ein jüdisch Mädchen war. Dann kam der Herr Bürgermeister, und mich zog mein Vater ins Haus, und meine Mutter schlug mich. Sie hörten in der Stadt, mit wie großer Macht der Herzog Christian im Anzuge sei, und da pokulierten sie zusammen auf dem Rathause. Jaja, und am Abend, ehe sie ihn vors Tor geleiteten, kam er auf dem edeln Pferd, das ihm die Stadt gegeben hatte, vor meines Vaters Haus, und ich saß am Fenster, und er warf mir einen Handschuh zu und eine Kußhand und rief: Denkt an Just von Burlebecke, Fräulein; er wird Euer immer lieb gedenken. Und doch wußte er da schon, daß ich eine Jüdin sei, – er war aber ein guter Ritter, und ich habe seiner wirklich oft gedacht. Meine Mutter schlug mich noch einmal am Abend und mein Vater dazu; denn der Rat hatte die Reiterzehrung, die er dem guten Ritter verehrte, auf den jüdischen Mann gelegt. Den Handschuh hab ich heimlich versteckt,

sonst hätten sie ihn mir mit einem Fluche vor der Nase verbrannt. Dann haben meine Kinder damit gespielet; es ist ein Wunder, daß er noch da ist; – meine Kinder sind tot, dreimal hat mein Haus in Schutt gelegen. Ja, ich hab des tapfern Ritters Handschuh von Gronau mitgebracht. O ehrwürdiger Herr, nehmt ihn und lasset es die Simeath nicht entgelten, daß Ihr ihn bei uns fandet. Helfet dem unschuldigen Kind durch diese Nacht! –

Das alles war mehr geröchelt als gesprochen worden. Die Greisin schwie jetzt und atmete im Halbschlaf schwer weiter. Der Greis sprach: ‚So ist es, Mutter; wir beide denken noch zurück an die Zeiten des Friedens. Als meine Mutter diesen Handschuh dem Just aufs Pferd reichte, da vermeinte freilich noch niemand, daß länger denn ein Menschenalter das deutsche Volk durch einen See von Blut waten werde unter einem Himmel, rot und qualmig von den brennenden Städten.‘

‚Was kümmert’s mich?‘ schrie die Kröppel-Leah scharf und schrill aus ihrem Traum heraus. ‚Meine Väter haben nie Frieden gehabt seit dem Kaiser Titus. Was kümmert’s uns, was ihr gemacht habt aus euerm Lande? Ich ängste mich um Luft; der Schubjack hat mir die Brust zerschlagen, doch ich wollte singen in dieser Nacht, wenn die Simeath nicht wäre.‘

‚Die Großmutter hat recht mit dem guten Kaiser Titus‘, flüsterte der Student dem Kinde zu. ‚Nun bin ich auch ein Römer – civis Romanus sum – und kenne mein Latein, Jüngferlein; aber für uns beide soll das kein Grund sein, uns die Gesichter zu zerkratzen.‘

‚O freundlicher Herr, scherzet jetzt nicht!‘ rief Simeath, die der Greisin eben wieder den Wasserkrug an die Lippen setzte. Leah trank gierig und lange; dann stieß sie den Krug zurück und setzte sich wieder kräftig auf. Sie wachte nunmehr vollständig und sah hell umher.

‚Laß ihn, Kind! Er tut wohl, daß er sich lachend in die Welt schickt. Die Zeit schwingt und schwingt; – auch seine Stunde wird kommen, wo er mit gerunzelter Stirn auf den schweren Pendul sieht. Ehrwürdiger Herr Mönch, Sie waren ein Reiter, nun sind Sie ein Bruder zu Corvey – Ihr seid auch ein alter Mann; habt Ihr den Frieden gefunden in den Mauern der großen Abtei?‘ Der Bruder Heinrich von Herstelle hatte, die Stirn mit der Hand stützend, in tiefen Gedanken gesessen; auf die Frage fuhr er auf und wiederholte sie:

‚Den Frieden?‘

Er zog wie im Spiel den Handschuh Justs von Burlebecke an; dann sprach er:

‚Den Frieden? – Geh grad! – den Frieden? Weshalb sollt ich auch den Frieden zu finden wünschen? Ich bin kein gelehrter Mann wie hier der Herr Student, der den heidnischen Philosophum, den Horatius auswendig weiß; ich kann’s nicht sagen, wie’s mir zumute ist. In meiner Jugend habe ich Freude gehabt am besten Leben; – hab ich denn den Frieden suchen wollen, als ich ein Mönch wurde? Ja, ja – denn bei Sankt Veit, es wird wohl so sein! Ei ja, dann hab ich ihn gefunden. Ich bin freilich ein alter Gesell, und da hab ich mein Genügen zu Corvey; aber – geh grad! – die Zeiten haben mich gelassen, wie ich war, als ich anfang mich zu besinnen in der Welt. Was Blut und Feuer?! Da das uns vom Herrgott bestimmt war, so mag auch Er – sein Name sei gepriesen – die Rechnung beschließen. Sie wird wohl stimmen, sowohl für ihn als für uns.‘

Die Alte lachte rauh:

„Da seid Ihr also auch auf dem Trost, der uns gesungen wird seit den Tagen des Königs Nebukadnezar. Die Stolzen beugen sich, und der Herr lacht über sie . . .“

„Und dieses alles, weil gestern der Lump, der Monsieur Fougerais, von Höxter abmarschiert ist!“ rief jetzt der Student ungeduldig dazwischen.

„Zum Teufel, den Frieden haben wir erst dann, wenn niemand mehr sofort nach dem Prügel im Winkel greift, wann er sich gespitzt hat zu hören: Vivat Doktor Luther! und es ihm von andern Tisch herkrächzt: Vivat Clemens der Zehnte – oder umgekehrt! Der Fougerais ist fort . . .“

Nunc est bibendum, nunc pede libero

Pulsanda tellus –

das Lied vom Trinken und Tanzen ist zwar schon nach der Schlacht bei Aktium und auf den Niederfall der Königin Kleopatra von Ägypten gemünzt; aber ich münze es häufig auf was anderes, und tausend Jahre nach mir wird man's auch so halten. Item, man hat Jerusalem mehr als einmal wieder aufgebaut, Mutter Leah.

„Doch die Fremden hausen auf der Wohnstätte des Samen Abrahams, junger Herr. Die Kinder von Juda und Israel irren als ein Spuk und Spott zerstreuet; sie haben keinen Ort mehr, da sie Herren ihres Hauses und Leibes sind. Auch für Euch ist noch keine Zeit, den Siegestanz zu tanzen, junger Herr. Wollt ihr wirklich dem Herrn von Fougerais und dem großen Marschall Turenne nachsingen und -tanzen? Sie haben Höxter leer genug gemacht<sup>17</sup>.“

Diese Szene ist, meines Erachtens, ein Meisterstück Raabescher Erzählkunst. Mit Just von Burlebecke ragt die Vergangenheit – es handelt sich um 50 Jahre! – in die Gegenwart der Erzählung hinein.

Die Erzählung endet zwar im Morgengrauen, es bleibt aber das Dunkle auf Erden.

„Höxter und Corvey“ enthält auffallend viele Zitate, mehr als der zitierfreudige Raabe sie sonst verwendet. Hier geht es um Horaz, den Lambert Tewes deutsch und lateinisch beherrscht – und den auch der Dichter gerne las. Das Zeitlos-Monumentale der antiken Sprache soll offenbar den Gegensatz bilden zu der zeitbedingten Verwirrung an der Weser.

\*

Zum Schluß noch einmal Fritz Martini: „Raabe dichtete nicht in die Geschichte zurück, sondern er dichtete aus der Geschichte heraus im Blick auf das Gegenwärtige und Zukünftige<sup>18</sup>.“ Zeitgenössische Leser Raabes werden das wohl auch empfunden haben – wenn sie aufmerksam gelesen haben. Ein Blick in unsere Zeit mit ihren religiösen und politischen Wirren – ich kann darauf verzichten, Einzelheiten zu nennen – rückt Raabes „Höxter und Corvey“ erneuert in den Blickpunkt des heutigen Lesers und läßt die Erzählung, wenn man über das ‚Historische‘ hinweg der Absicht des Autors folgt, höchst aktuell erscheinen.

Ich schließe mit einer Warnung des Dichters, die er zweimal ausspricht. Im ersten Kapitel lautet sie:

„Wehe dem, welcher von neuem frevelhaft die Hand bietet, die Wände abermals einzustoßen, die Dächer abermals abzudecken und die Türen und Fensterscheiben von neuem zu zertrümmern<sup>19</sup>.“

Ganz ähnlich klingt die Warnung aus dem Munde des Mönchs Henricus im 11. Kapitel. Er richtet sich an den Studenten:

„Seht Euch um danach und hütet Euch fernerhin, Eure Hand zu bieten, noch mehr der Ruinen zu machen<sup>20</sup>.“

Dieser Satz steht, etwas gekürzt, auf einem Raabe-Gedenkstein, den Braunschweiger Bürger im Herbst 1975 vor der Magnikirche errichtet haben. Lassen Sie uns hoffen, daß recht viele Männer und Frauen aus aller Welt die Warnung lesen und sie beherzigen.

Zitate aus Werken Raabes nach der Braunschweiger historisch-kritischen Ausgabe (BA) mit Angabe von Band und Seitenzahl.

Zitate aus Briefen Raabes nach BA Ergänzungsband 2 (Erg. Bd. 2) mit Angabe der Seitenzahl.

<sup>1</sup> BA Erg. Bd. 2, S. 505.

<sup>2</sup> BA Erg. Bd. 2, S. 122 u. 123.

<sup>3</sup> Bd. 14, 164 u. 165 f.

<sup>4</sup> BA 2, 18–21 (mit Kürzungen).

<sup>5</sup> BA 2, 24 u. 25.

<sup>6</sup> BA 2, 29.

<sup>7</sup> BA 14, 41, 43 u. 44.

<sup>8</sup> Zit. BA 14, 476.

<sup>9</sup> BA 14, 72.

<sup>10</sup> Erich Weniger. Wilhelm Raabe und das bürgerliche Leben. In: Hermann Helmers (Hrsg.). Raabe in neuer Sicht. Stuttgart 1968 S. 90.

<sup>11</sup> BA 11, 261.

<sup>12</sup> BA 11, 294.

<sup>13</sup> BA 11, 304.

<sup>14</sup> Fritz Martini. Wilhelm Raabes ‚Höxter und Corvey‘. In: Der Deutschunterricht. Stuttgart 1953, H. 1, S. 85.

<sup>15</sup> Martini a.a.O. S. 86.

<sup>16</sup> BA 11, 312.

<sup>17</sup> BA 11, 337–341.

<sup>18</sup> Martini a.a.O. S. 77.

<sup>19</sup> BA 11, 261.

<sup>20</sup> BA 11, 329.